sich die Europäer ihre Stirne mit mehr Weihwasser, als die Paraquayer Wein durch ihre Kehle bringen. Statt des Weines bereiten sich die gemeinen Spanier ein Getränke aus türkischem Korn oder andern Früchten. Gelingt es ihnen durch ihre rastlosen Bemühungen die Ameißen aus dem Weingarten auszurotten, so fressen die ungeheuren Wildtauben- und Wespenheere die hie und da hervorkeimenden Weinbeere ab.

Uebrigens sind die verschiedenen Gattungen der Ameißen nicht nur das Verderben der Reben sondern auch der Gärten. Was man immer von Garten- oder Hülsenfrüchten aussäet, wird von ihnen bis auf die Wurzel rein aufgezehret. Setzt man heut eine junge Pflanze in die Erde, so wird man sie morgen vergebens suchen. Den Pfeffer aber rühren sie nicht an, seines herben Geschmacks wegen. Läßt man in dem Zimmer ein Stück rohes oder gebratenes Rindfleisch, so wird man es sogleich von Ameißenschwärmen überdeckt finden. Sie speisen allen Unrath, selbst die Aeser von Käfern, Kröten und Schlangen. Einen Vogel, den ich in seinen Kefig eingesperret, und mit Fleisch gefüttert hatte, fand ich, als ich in das Zimmer zurückkehrte, von den Ameißen aufgezehrt. Sie machen sich sogar über die Schlafenden her. Wenn man des Nachts fest schläft, so rücket bald aus der Wand und bald aus dem Boden ein Ameißenschwarm hervor, arbeitet sich ins Bett hinauf, und zersticht den Schlafenden, wenn er sich nicht eilends durch die Flucht rettet, von allen Seiten. Man darf mir dießfalls allerdings glauben; denn ich habe es selbst erfahren. In den Kolonien der Quaranier ist dieß nichts seltenes. Deßwegen läßt man daselbst die ganze Nacht das Licht brennen; denn man hält ein angezündetes Blatt Papier, welches in einen Haufen heranziehender Ameißen geworfen wird, für

für das einzige Mittel selbe zu verscheuchen. Die Portugiesen heißen diese Thierchen nach einem alten Sprichwort die Königinnen von Brasilien. Auch wir erfuhren, daß diese Beherrscherinnen von Paraquay, weit mächtiger sind als der vorgegebene König Nikolaus. Ohne Zweifel würde man mit weit weniger Mühe alle Wilden unterjochen, als die Ameißen bezähmen: denn was man immer für Kunstmittel und Anstalten ausdenken möchte, so könnten sie doch damit nur eine Zeitlang vertrieben, nie aber völlig ausgerottet werden. Viele haben sich oft zu diesem Zwecke mit vielen Kosten Taglöhner gemiethet, ihre Gruben zerstören und theils Feuer hineinwerfen und theils ihre Eyer wegnehmen lassen. Der Erfolg davon war, daß man des anderen Tages in dem nämlichen Garten statt der alten neue sah. Steckt man in ihre Höhlen Schweinsmist, Kalk, oder Wohlgemuth, oder bespritzet man selbe mit Harn, so ziehen sie sich zwar zurück, aber sie graben sich wieder in der Nähe neue Gruben. Der Schwefel ist hierzu noch unter allen das beste. Hier ist die Methode, wie man sich desselben bedienen muß; (wir hatten sie von den Portugiesen gelernet.) Man muß nämlich die Haupthöhle der Ameißen, die man im Garten oder Acker gewahrnimmt, ausspüren. Hierauf steckt man in das größere Loch, das zu ihren unterirrdischen Schlupfwinkeln führet, eine Glutpfanne mit glühenden Kohlen. Mittelst eines Blasbalges fachet man das Feuer und, indem man Schwefel darein wirft, den Rauch an. Alle andere Löcher, woraus man Rauch herauswirbeln sieht, muß man fleißig mit Leimen verstopfen, damit der Rauch nicht weiter mehr herauskann. Hernach werfe man allen Schwefel in das Feuer und fache es mit dem Blasbalg an, da dann der Rauch in die ganze Höhle dringt, und alle Ameißen, die darinnen sind, ersticket. Dieses Mittel ist in

Pa=

Ameißen, dieses Tag und Nacht unruhige, und allzeit unerträgliche Geschmeise, dem Nero im Schlafe als höllische Peiniger vor Augen. Was Nero träumte, erfuhren wir in Paraquay, leider! durch so viele Jahre; denn sie plagten uns nicht nur auf dem Felde, sondern auch zu Hause, besonders wenn sie gereizt wurden, unabläßig, indem sie das Ihrige eben so tapfer vertheidigen, als sie sich wacker das Fremde zueignen. Die Spanier nennen einen gewissen Baum den Ameißenbaum, die Chiquiten aber Auci n'occepez. Sein überaus weiches Holz ist von allen Seiten wie ein Sieb durchlöchert, und von den Ameißen bewohnet. Diesen Baum darf man auch nicht von Weiten anrühren: denn sogleich würden zahllose Ameißenschwärme, als wenn man ihnen die Losung gegeben hätte, auf allen Seiten hervorbrechen, um den Unvorsichtigen zu zerfleischen. An seiner ganzen Haut würden sie keinen Fleck unzernagt lassen, und ihn folglich durch ihre Menge, wie Nero träumte, ganz aufreiben.

Allein ich würde den Ameißen unrecht thun, wenn ich itzt, nachdem ich ihr Arges so haarklein auseinander gesetzet habe, nicht auch des Guten, das sie leisten, erwähnen wollte. Einige von einer größern Art haben an dem hinteren Theil ihres Körpers ein kleines mit einer schneeweissen Fette angefülltes Kügelchen hängen, welche sich die Spanier und Indianer von mehreren sammeln, im Feuer zerlassen, und wie Butter mit vielem Appetit verzehren. Ich habe ihnen oft zugesehen, keinen aber um diesen Leckerbissen beneidet, noch hat mich jemals darnach gelüstet. Andere kleinere machen auf gewissen Sträuchern, auf welchen die so köstlich riechende Frucht Quabira miri wächst, ein von Natur ungemein weißes Wachs. Es besteht aus kleinen Körnchen, die man sammelt, schmilzt, und zu

Al-

Altarkerzen verwendet. Zündet man diese an, so duften sie einen Wohlgeruch aus, an dem ihnen kein Weihrauch gleich kömmt. Da sie aber sehr weich sind, so schmelzen sie bald, und verbrennen schneller als jede andere, wiewohl sie doppelt so hoch als diese zu stehen kommen. Auch giebt es Ameißen, welche Körnchen von einem wohlriechenden Harz in ihre Schlupfwinkel zusammtragen, und die man statt des Weihrauchs brauchen kann. In einigen Gegenden von Asien sammeln die Ameißen Goldkörnerchen von den Goldbergwerken. Da nun die Indianer ihre Höhlen, diese reichen Goldgruben, plündern möchten, so machen sie sich bei strenger Sonnenhitze darüber her; allein die fleißigen Thierchen vertheidigen ihre Schätze mit so vieler Entschlossenheit, daß jene oft mit leeren Händen abziehen müssen, aber eben darum in ihrer Flucht weniger gehindert sind. Einige Gattungen der Ameißen geben für gewisse Bären, die deßwegen Ameißenbäre heißen und von den unsrigen ganz unterschieden sind, eine Speise ab. Allein hievon habe ich anderswo mehr gesagt. Oft stieg in mir der Wunsch auf, daß die, welche in Europa mit Nachtigallen- und Lerchenfutter handeln, eine Reise nach Amerika thun möchten, weil sie dort ganze Schiffsladungen von Ameißeneyern finden würden. Sie würden sich nicht nur für ihre Unternehmung über alle ihre Erwartung belohnet sehen, sondern auch den gedachten amerikanischen Provinzen einen ganz angenehmen Dienst erweisen.

In öden oder erst neuangebauten Gegenden giebt es ungeheuere Kröten (die Quaranier heissen sie Cururu die Abiponer Hiv'meya und die Spanier Zapo) in einer unglaublichen Menge. Zu Conception, einem von uns von dem Fluß Narahagem an das Ufer des Rio Salado übertragenen Flecken, wimmelte es auf allen

Gassen

Gassen und Strassen von so vielen Kröten, und jene waren so schlüpfrig, daß wir nicht auf der Erde sondern auf Eiß herumzugehen glaubten. Die Kapelle, unsere Hütten, alles war voll von ihnen. Sie fielen nicht selten von dem Dach auf den Boden, den Tisch und das Bett herab. Sie können an der Wand herum und wie die Fliegen hinauf und herabkriechen. Wird das Küchenfeuer nicht auf einem erhabenen Heerde, sondern auf der Erde angemacht, so schleichen sie sich oft in die Häfen und Töpfe. Ich schüttete einst aus einem kupfernen Gefäß siedendes Wasser in die dabei gestandene Kürbiß, dergleichen man sich in Paraquay statt der Theeschaalen bedient, um paraquayischen Thee und Zucker darein zu thun. Daß Wasser floß sparsam und schwarz. Nachdem ich nun in das Gefäß hineingesehen hatte, so fand ich darinn mit Erstaunen eine gesottene Kröte, welche das Wasser abscheulich färbte, und von demselben so aufschwoll, daß sie die ziemlich enge Mündung des Gefäßes ganz verstopfte. Zum h. Rosenkranz, einer Kolonie, welche ich an das Ufer eines grossen Sees hingebauet hatte, findet man gleichfalls einen Schwall Kröten. In der Kapelle sah ich immer, wenn ich die Messe zu lesen hineingieng, unzählige; und ob man gleich durch zwey ganze Jahre stündlich ihrer eine Menge tödtete, so schienen sie doch, anstatt weniger zu werden, sich täglich zu vermehren. Es giebt noch eine andere Gattung der Kröten, welche von den Spaniern Escuerzos genennet werden, noch einmal so groß als die europäischen sind, und dem Menschen nicht nur beschwerlich fallen, sondern auch, wenn man sie reizt, nicht wenig gefährlich werden. Um sich zu rächen pissen sie, und spritzen ihren Harn auf eine ungemeine Weite wider den, der sie beleidiget hat. Das Auge, das nur im geringsten davon getrofen wird, erblindet auf der Stelle. Kein Mensch zweifelt, daß nicht nur ihr

Harn

Harn sondern auch ihr Speichel, Blut und ihre Galle von einem äußerst verderblichen Gifte strotzen. Nach dem Zeugnisse bewährter Schriftsteller rösten die Brasilianer die Kröten, zerreiben sie hernach zu Pulver, und vergiften dadurch ihre Feinde, indem sie es unter ihre Speisen und Getränke mischen. Die Vergifteten empfinden bald, daß sich ihre Kehle entzündet und austrocknet. Sie werden auch von einem Erbrechen, dem Schluchzen, Ohnmachten, Wahnwitz, Glieder- und Bauchschmerzen und nicht selten mit der rothen Ruhr gequälet. Läßt noch die Gewalt des Giftes ein Heilmittel zu, so soll dasselbe durch Purganzen und Vomitive, durch öfteres Schweiß treibendes Herumgehen und durch Bäder aus dem Leib geschafft werden. In eben dieser Absicht wird auch zuweilen der Kranke in einen mittelmäßig heißen Ofen, oder in ein frisch aufgeschnittenes Vieh gelegt. Außerdem braucht man auch verschiedene Gift abtreibende Kräuter und Wurzeln. Hierunter gehört der Vorzug dem Kraut, das die Brasilianer Nhambi nennen. Wird mit dessen Saft der Rücken oder der Kopf der Kröte, nachdem man diese Theile etwas auf dem Boden gerieben hat, beschmieret, so fällt die giftige Bestie auf der Stelle todt um. Eben diese Wirkung macht auch der Schnupftaback, wenn man welchen auf ihren Rücken leget. So bezeugen es wenigstens die die glaubwürdigsten Schriftsteller. Hieraus mag man auf die Kräfte der Krauts Nhambi und des Tabacks wider das Krötengift schliessen. Die amerikanischen Kröten sind übrigens aschengrau oder kastanienbraun; man sieht auch buntgefleckte, mit Warzen besetzte, und nach Art der Igeln gestachelte. Daß einige Wilde gewisse Kröten essen, habe ich gelesen, aber nicht selbst gesehen. Daß das Pulver gedörrter und pulverisirter Kröten den Schweiß und den Harn treibe, und in der Wassersucht, der Pest und den Fiebern die trefflichsten Dienste thue,

habe ich von europäischen Aerzten gehört, nach deren Vorschrift man auch aus einer zerstossenen Kröte einen Umschlag macht und denselben den Wassersüchtigen auf dem Rücken in der Gegend der Nieren auflegt. Wenn wir dem Woyts glauben wollen, der alles das anführt, so soll das Krötenöl den Kropfichten sehr ersprießlich seyn. Ebenderselbe empfiehlt auch wider das Krötengift, und dessen verderbliche Wirkungen Flußkrebsen, Hirschhorn, Weinblüthen und ich weiß nicht mehr, was alles. So sehr die paraquayischen Frösche (die Abiponer heißen selbe oergetete) an Farbe, Grösse und ihrem Gequäcke von einander verschieden sind, in so unglaublicher Menge finden sie sich allenthalben. Sie schreyen und lärmen ebenso wie die europäischen, auch klagen sie wie diese in dem Schlamme ihre alte Klage fort, und fallen daher den Einwohnern und Reisenden gleich lästig. Sonst schaden und nützen sie niemanden, wiewohl man sie in Europa sowohl in der Küche als auch in der Apothecke braucht. Zu allen wird man einen Amerikaner eher bereden können, als daß er einen Frosch äße, oder sonst einen Gebrauch davon machte. Mir grauet vor denselben nicht weniger. Ich fürchte, daß man mir Kröten statt Frösche auftische, so wie man manchen schon Katzen statt Haasen vorgesezet hat. Wer weiß nicht, daß sich in Europa ganze Nationen der Frösche enthalten? Ich weiß wohl, daß es Unterscheidungsmerkmaale giebt, woran man leicht eine Kröte von einem Frosch unterscheiden kann. Wie aber! wenn die Augen der Köchinnen manchmal umnebelt sind, und manchmal schlummern, so wie sie schon öfters Schierling für Petersilge und giftige Schwämme für genußbare auf die Tafel gesetzt haben, entweder, weil sie durch die Aehnlichkeit dieser Dinge getäuschet wurden, oder weil sie ihre Unterscheidungszeichen nicht aufmerksam genug beobachteten.

An Blutegeln (die Abiponer nennen sie Ypichi) haben die Seen, welche blos vom Regenwasser entstehen, nie einen Mangel; dennoch erinnere ich mich nicht, jemals so grosse wie die unsrigen gesehen zu haben. Vier Jahre lang mußte ich beständig Wasser trinken, worinn es von Blutegeln wimmelte: die ich aus meinem Becher meistens mit dem Löffel herausfischte. Bisweilen seihete ich dasselbe, wenn ich Zeit hatte, durch ein Leintuch. An die Abiponer, welche täglich in den Seen baden, schwimmen und spielen, hängen sie sich die Egel allenthalben an. So bald sie aus dem Wasser hervorkommen, läßt sich einer von andern absuchen. Wunderbar ist es, daß noch keiner dieser Blutsäuger jemanden durch irgend einem Kanal in den Leib hineingebrochen ist. In den Flecken zum h. Rosenkranz waren einst alle Gassen nach einem heftigen Platzregen voller Egeln. Wir alle lachten und wunderten uns über dieses uns ganz fremde Ereigniß. Die Abiponer hingegen, welche stets mit bloßen Füssen herumgehen, beschwerten sich bitter, daß die bißigen Egeln, wo sie immer hintratten, sich an ihre Beine anhiengen, und fest kleben blieben. Allein diese Plage währte nicht lange; denn nach einer Stunde waren alle diese ungebettenen Gäste verschwunden. Wahrscheinlich sind sie dem nahen See zugeeilet.

In den Berghöhlen halten sich überaus grosse Fledermäuse, welche die Quaranier Mbopi und die Abiponer Cahit nennen, verborgen. Viele aber flattern in den Häusern und Feldern herum, und sind Menschen und Vieh gleich gefährlich. Nach dem, was unser Maffei (im 2. B. von Indien S. 35. nach meiner Ausgabe) schreibt, sollen in Cananor Fledermäuse mit Fuchsschnautzen und Fuchszähnen in der Größe eines Hünergeyers herumschwärmen, welche man

daselbst

daselbst den ausgesuchtesten Gerichten beizählet. So wie die Fledermäuse in Cananor den Menschen eine Speise abgeben, so geben hinwiederum die Menschen in Paraquay den Fledermäusen einen Trank ab; denn diese schleichen sich daselbst heimlich in die Zimmer, und saugen denen, die sie in einem tiefen Schlaf und schlecht zugedecket antreffen, bald aus ihren Füssen und bald aus ihren Armen Blut heraus, aber mit einem so sanften Kitzel, daß sie die Schlafenden nicht so fast zu beissen als zu streicheln scheinen; indem sie über die Wunde, die sie ihnen mit den Zähnen beißen, durch das Plätschern ihrer Flügel eine angenehme Kühle verbreiten. Erst wenn sie aufwachen, sehen sie an den mit Blut bespritzten Bettdecken, daß ihnen eine Fledermaus die Aufwartung gemacht habe. Die von ihnen an der Haut gemachte Wunde ist meistentheils weder schmerzlich noch gefährlich; es sey denn daß sich Fliegen, welche immer dem Feuchten nachgehen, darinn ansetzen. Schon aus diesem Grunde sind die Bisse der Fledermäuse den Pferden und Maulthieren gefährlicher; denn da ihr wunder Rücken den Fliegen immer bloßgesetzet ist, so bringen sie oft die aus dieser ihrem Saamengeschmeise ausgebrüteten Würmer, und das dadurch verursachte tiefe Geschwür um das Leben. Diesem Uebel zuvorzukommen, bestreuet man die noch frische Bisse der Fledermäuse mit warmer Asche.

Man könnte Paraquay mit Recht nicht nur als die Pflanzstätte sondern auch als das Paradies der Mäuse und Ratten (die Quaranier nennen sie Angujà die Abiponer Patagnik) ansehen. Da man daselbst täglich so viele Ochsen schlachtet, und von denselben so viel wegwirft, so stehen den paraquayischen Ratten, während daß die europäischen kümmerlich etwas zu nagen finden, Tag und Nacht die herrlichsten Schmause vor ihren Augen.

Sie

Sie vermehren sich daher auch ins Unendliche. Zu Buenos Ayres sahen wir täglich mit Erstaunen ganze Heerden Ratten, welche etwas größer als unsere Eichhörner sind, aus den alten Wänden auf den Platz herausziehen. Meine Gefährten und ich zählten oft über fünfhundert auf einem Haufen beisammen. Zu Kordova in Tukuman hieng einst ein ganzer Ochs aber ausgezogen und ausgeweidet in einer Schreinerwerkstätte an einem Balken. Als des Morgens einige Laybrüder hineintratten, sahen sie von Weitem, daß der ganze grosse Ochs von Ratten strozte. Sie wollten aber noch genauer wissen, wie viel Fleisch selbe in der Nacht aufgezehret hätten, und giengen daher näher zum Ochsen hin. Wiewohl sich nun die meisten Ratten aus Furcht vor ihnen aus dem Staub gemacht hatten, so fanden sie dennoch in dem durch so viele Zähne ausgehöhlten Fleisch, als sie dasselbe befühlten, bey dreyhundert Ratten wie in einem Laufgraben verborgen. Hierauf empfand ich einen solchen Eckel vor dem ausgefressenen Fleisch, daß ich mich zween Tage lang nicht zur Tafel setzte und mit Brod vorlieb nahm. Ein schätzbarer Vortheil, den ich aus diesem meinen Grauen zog, war, daß man das Fleisch nachmals in einem schicklicheren und reinlicheren Ort aufbewahrte. Oft fiel ein ganzes Heer Ratten aus den südlichen Gegenden von Buenos Ayres trouppenweise in Tukuman ein, und verwüstete Aecker, Häuser und Scheuern. Ueber die Flüße, die ihnen in dem Wege standen, setzten sie ohne alle Furcht mit Schwimmen. Die ungeheure Felderstrecke, durch welche sie zogen, war nach ihrem Abzuge wie gebahnet und von Fuhrwägen befahren. Die paraquayischen Landleute verließen, erschrocken über die zahllose Menge der Ratten, ihre Hütten, und ergriffen lieber die Flucht als die Waffen. So wird auch der kraft- und nervenloseste Haufe durch seine Menge fürchterlich. Auch glaube man nicht,

daß es den paraquayischen Ratten blos um Rindfleisch zu thun ist; sie lüstet es auch nach Menschenfleisch und scheinen also zur Klasse der Menschenfresser zu gehören: denn die Schlaffenden beissen sie nicht selten tüchtig. Ich habe einen aus meiner Gesellschaft gekannt, den eine Ratte in seinem Mittagsschlaffe überfiel, und einigemale in den Finger biß. Seine von Blut triesende Hand habe ich selbst gesehen. Außerdem giebt es gar keine Trödelwaare oder Lumpen, die sie nicht zerbissen und zernagten und in ihr Magazin scharrten, um sich daraus ein Nest oder eine Speise zu bereiten. Seidene Bänder stahlen sie gleichfalls aus den Brevieren und verwandten sie zu ihren Kindbetten. Sie mausen auch Tücheln, Hauben, Strümpfe und andere Lein- und Wohlfetzen, schleppen selbe in ihre Schlupfwinkel, und bedienen sich ihrer statt der Küßen und Bettdecken. Diese beschwerlichen Diebe verursachen nicht nur den Hausleuten vielen Schaden, sondern setzen auch das Haus selbst täglich der Gefahr einer Feuersbrunst aus; denn sie sind dreust genug bei der Nacht die brennenden Unschlittkerzen mit ihren Zähnen anzupacken und damit in ihre Höhlen zu eilen, wobei sie die Hitten der spanischen Landleute oft anzünden. Sie haben mir deßwegen in der neuen Kolonie zum h. Rosenkranz nicht wenig zu schaffen gegeben. Wir mußten des Nachts ausv erschiedenen Gründen ein Licht brennen lassen. Hatten wir kein Unschlitt, so nahmen wir dazu eine Art Fette, die wir aus den Ochsenfüssen herauskochten. Fast alle Nächte stahlen uns die Ratten aus der Lampe, die immer auf dem Boden stand, den Tocht sammt dem Blech, worinn dieser steckte, um das stockende Oel schlürfen zu können. Um ihrer Verwegenheit Einhalt zu thun, mußten wir in der Folge das Blech mittelst einer kleinen Kette von Meßing an die Lampe festmachen, und mit einem eisernen Ge-

wicht

nicht beschweren. Wider Diebe muß man bald List und bald Gewalt brauchen.

Die gewöhnlichste und fast alle Jahre wiederkehrende Landplage in Paraquay sind die Heuschrecken — Insekten eines scheußlichen Anblicks und von ungemeiner Größe. Die Abiponer nennen sie Aorkaũi. Sie sind länger als der Mittelfinger. Wenn so ein zahlloser Schwall Heuschrecken heranzieht, so steigt an dem äußersten Ende des Gesichtskreises eine fürchterliche Finsterniß empor; die Sonne wird umnebelt, und selbst das Mittagslicht verdunkelt. Man sollte schwören, daß eine Regen- Donner- und Hagelträchtige Gewitterwolke im Anzuge wäre. Oft griffen meine Abiponer nach ihren Waffen und stellten sich in Schlachtordnung, weil die von weitem gesehene Heuschrecken der Staubwolke glichen, welche die feindlich gegen uns gesinnten Wilden mit ihren Pferden, indem sie immer mit verhängtem Zügel heransprengten, zu erregen pflegten. Wo sich die Heuschrecken immer niederlassen, berauben sie die Aecker ihrer Früchte, die Bäume ihrer Blätter, das Feld seiner Gräser, und folglich Menschen und Vieh ihrer Nahrung. Die ungemein zahlreiche Brut, die sie zurück lassen, setzet das Jahr darauf die Verwüstung fort und vermehret das Elend. Um also zu verhindern, daß sich die heranfliegenden Heuschrecken nicht niederlassen, und die mit allerlei Früchten besäeten Felder nicht abfressen, wird getrommelt und gelärmet; man feuert Flinten wider sie ab, und schlägt mit den Palmästen stets in der Luft herum. Kann man sie durch alles dieses nicht abtreiben, so bemüht sich alles, was sich in den quaranischen Flecken nur regen kann, selbe auf der Erde aufzulesen, und zu vertilgen. Ich sah oft mit Vergnügen, wie man zuweilen an einem Tage mehrere Metzen von diesen Thieren sammelte, und sie bald zum Feuer und bald zum Wasser verdammte. Die

Abiponer hingegen wollen lieber die Heuschrecken verzehren als ersäufen oder verbrennen. Sie schlagen ihrer daher mit langen Rüthchen, so viel sie können, im Fluge aus der Luft auf die Erde herab, stecken sie daran wie an Bratspieße, braten sie hernach bei einem langsamen Feuer, und schmausen sie mit eben der Lust, mit der wir Rebhüner oder Schnepfen speisen: wiewohl nicht ohne Unterschied; denn sie essen blos die Weibchen mit Ausschluß der Männchen. Wir dürfen auch dieses den Wilden nicht verargen. Im Buch Levitici (11. K. 22. V.) werden die Heuschrecken den reinen Thieren beigezählet. Nach dem Diodorus aus Sicilien (3. B. 3. K.) dem Plinius (6. B. 30. K.) und dem h. Hieronymus (im 2. B. wider den Jovinian) sollen die Juden, Aethiopier, Lybier und Parther diese Insekten gesotten, oder gebraten oder zu Mehl zerrieben, auch gesalzen und geräuchert gegessen haben. Wenn so viele Völker Heuschreckenfresser gewesen sind, warum sollen wir Anstand nehmen, die Heuschrecken, welche Johannes der Taufer nach dem Zeugniß der h. Schrift in der Wüste aß, für wahre Heuschrecken und nicht für ein Kraut, einen Fisch oder Krebsen gleiches Namens zu halten, wie einige Schriftausleger der Meinung sind, welche bald ἄκριδες bald ἄκραδες bald ἔγκριδες und bald ἀχάριδες lesen, weil sie nicht begreifen können, daß die Heuschrecken eßbar sind, wie ich doch selbst bei den Wilden mit Augen gesehen habe. Ich würde nie fertig werden, wenn ich alle Gattungen der Insekten, wovon Paraquay strotzet, anführen wollte. Aus dem bisher gesagten mag man auf das Uebrige schließen, was ich hier Kürze halber übergehe. Wenn man von dergleichen Ungeziefer verfolgt wird, so ist man ohne Zweifel ärger daran, als wenn man sich wider Löwen, Tieger oder Krokodilen zu wehren hat. Diesen kann man durch die Flucht entgehen oder mit einem Gewehr den Rest geben, nicht

aber

aber jenen, oder doch weit schwerer und seltener. Sie sind so schädlich, weil man sie nicht sieht; und fürchterlicher als die grossen Thiere, weil sie zahlreicher, oder richtiger, unzählbar sind. Ich habe mir vorgenommen in diesem Kapitel blos von den schädlichen Insekten, welche den Tod, oder Krankheiten oder sonst einen Schaden verursachen, zu schreiben. Welch einen unerschöpflichen Stoff fände ich vor mir, wenn ich auch die unschädlichen Insekten der Luft, der Erde und des Wassers auch nur leicht berühren wollte! Welch eine Manchfaltigkeit und Menge von Fliegen, Würmern, Bienen, Hummeln, Hornissen, Heuschrecken 2c.! Wie vielerlei Arten der Johanneskäferchen, die bei der Nacht wie Sterne glänzen! Einige sind so groß wie Maykäfer und leuchten blos, wenn sie die Flügel schütteln; andere mit den Augen allein, aber so sehr, daß man dabei ein Buch lesen könnte. Noch andere schimmern mit dem Hintertheile. Endlich giebt es auch etwas größere Würmer, die an dem ganzen Leib funkeln. Faule Holze, Rohre, Baumblätter, Wurzeln 2c. verbreiten des Nachts wie die Diamanten, Rubine, Schmaragde, Chrysolithen, Topasse 2c. in besonders feuchten Gegenden ein grünes, rothes, gelbes oder blaues Licht, und geben einen prächtigen Anblick. Dieses Schauspiel hatten wir in den zwischen den Flüssen Acaraÿ und Mondaÿ gelegenen Wäldern Mbaévera alle Nächte vor Augen. Ich habe manches von diesem leuchtenden Unrath aufgehoben, und in meinen Flecken gebracht, wo es so lang leuchtete, als es feucht war. Begoß ich es mit Wasser, so erhielt es seinen vorigen Glanz, welcher am Ende aber dennoch aufhörte, ohne daß die Nässe denselben jemals wieder herstellen konnte. Dergleichen leuchtende Materie ist mir sonst in Paraquay niemals zu Gesicht gekommen. So wie die Blumen die Felder schmücken, so zieren auch unzählige Schmetterlinge durch

ihre liebliche Farbenmischung die Ufer der Bäche und die Einfassungen der Wälder. Allein von diesen und andern Insekten sind mit aller erschöpfenden Genauigkeit eine Menge Bücher geschrieben worden, die in jedermanns Händen sind. Wir müssen wieder zu unsern Abiponern sehen, welche in Paraquay mehr Schaden angerichtet haben als alle Insekten. Denn nachdem beinahe alle wilde Völkerschaften ihren Nacken unter das spanische Joch gebeuget hatten, schnitten die unüberwundenen Abiponer noch immer und besonders in diesem Jahrhundert den Spaniern unverdrossen die Köpfe ab. Sie verheerten die ganze Provinz weit und breit, wie Strassenräuber, durch beinahe tägliche Ueberfälle, durch Brand, Mord und Raub, entblößten einen grossen Theil derselben von Einwohnern, nahmen diesen Vieh und Haabschaften weg, und verachteten, als entschlossene Vertheidiger ihrer alten Freyheit, mit vielem Stolze die Tapferkeit und die Schlauheit der Spanier, so wie ihre Herrschaft. Bei den Spaniern heißen die Abiponer Mörder und Räuber; aber diese rühmen sich Krieger zu seyn; ob mit Recht oder Unrecht, mögen meine Leser entscheiden, denen ich nun ihre Kriegsordnung und was sonst noch zum Kriege gehört, vorzutragen Willens bin.

Fünf

Fünf und dreyßigstes Hauptstück.

Von den kriegerischen Eigenschaften der Abiponer.

Ich bin wirklich in Verlegenheit, wie ich die kriegerischen Eigenschaften der Abiponer schildern soll. So reichhaltig auch die lateinische Sprache an Ausdrücken ist, so fällt mir doch keiner bei, der dem Bilde entspräche, das mein langer Umgang mit gedachten Wilden meinem Gedächtnisse eingedrücket hat. Daß die Abiponer kriegerisch, unverdrossen und behende in Ausführung ihrer Entwürfe sind, wird auch kein Spanier in Zweifel ziehen. Dennoch möchte ich sie nicht unerschrocken und tapfer nennen. Denn auch Cicero unterscheidet (2. Philipp.) den Muthigen von dem Starkmüthigen. Damit er dir, sagt er, wo nicht Stärke der Seele, dennoch Muth zutrauete. *) Ich will die Geschichte der Abiponer und nicht ihre Lobrede schreiben. Nun aber ist es Pflicht des Geschichtschreibers, dem Leser die Sache, wie sie ist, ohne alle Schminke vor Augen zu legen. Dem Redner allein ist es erlaubt, Dinge, die seinem Helden nicht zum Ruhme gereichen, zu übergehen, ihre Farbe zu erhöhen, wenn es ihm gut deucht; und die Mängel, die über seinen Vorwurf ein minder vortheilhaftes Licht verbreiteten, mit einem Schleyer zu verhüllen. Ich liebe die Aufrichtig-

*) Ut cognosceret te, si minus fortem, attamen strenuum.

richtigkeit zu sehr, als daß ich nicht unverholen meine Gedanken heraussagen sollte. Ich möchte wahrlich weder den Spott noch den Haß der göttlichen Wahrheit, der ich ganz huldige, auf mich laden.

Die Abiponer sind äußerst kriegsruhmsüchtig. Ihr Herz hängt ganz an den Waffen. Mit Lanzen und Bögen und überhaupt mit Gewehr aller Art wissen sie vortrefflich umzugehen. Im Reiten thut es ihnen niemand zuvor; auch erduldet niemand die Beschwerden des Kriegs, der Witterung, der Reisen, des Proviantmangels mit mehr Standhaftigkeit als sie. Ueber Flüße, die Schiffern und Schiffen gleich gefährlich sind, setzen sie unerschrocken mit Schwimmen. Ihre Wunden, wenn ihnen welche zu theil werden, sehen sie, als wenn es nicht ihre eigene wären, gelassen und ohne zu wimmern an. Sie haben sich alles eigen gemacht, was wir den europäischen Kriegern ohne Ausnahme wünschen, aber bei den wenigsten gewahrnehmen. Dieß einzige können sie noch nicht: nämlich den Tod verachten und den Ruhm aus den Gefahren herausholen. Sie prahlen sich mit ihrem Heldenmuthe, aber sie fürchten sich von ganzer Seele auf dem Bette der Ehren zu erblassen. Muthig sind sie, aber starkmüthig keineswegs. Der Starkmüthige bleibt auch gelassen, wenn der Himmel einstürzt, und kennt gar keine andere Wechselwahl als Sieg oder Tod. Zwar wollen die Abiponer auch überwinden; aber sterben wollen sie durchaus nicht. Sie verwünschen den Sieg, der auch nur einem einzigen von ihnen das Leben kostet. Sie hassen die Lorber, die mit Cypressen umwunden sind, und verabscheuen jeden Siegesjubel, der durch die Seufzer auch nur einer einzigen Wittwe oder Waise unterbrochen wird. So süß und rühmlich es auch ist für das Vaterland zu sterben, so glauben sie dennoch mit Owen dem Dichter, daß es noch süßer ist für das

Vater-

Vaterland leben zu können. *) Umsonst geben sich diese amerikanischen Krieger für eine Heldennation aus. Sie zagen gar zu sehr vor dem Tode. Ich wenigstens werde sie nie den Helden beizählen. Plutarch tadelt an dem Perseus, König in Macedonien, seine allzugroße Liebe zum Leben (φιλοψυχιαν) sehr nachdrücklich und heißt sie eine unkönigliche Schwachheit. Grosse Männer müssen auch mit einem grossen Muth über die Schrecken des Todes hinwegsehen. Es ist wahr, die Weisen verargen uns diesen uns angebohrnen Trieb der Selbsterhaltung nicht; wenn wir uns dadurch nur nicht verblenden lassen und schändliche Dinge thun oder leiden. Der mag das Leben gering schätzen, der dessen Werth nicht kennt, oder es nicht zu genießen weiß. Nun aber ist das Leben so schätzbar, daß Cicero eine Ameiße der schönsten Stadt vorzieht, weil diese gefühllos, jene aber nicht nur mit Sinnen, sondern auch mit Willen, Verstand und Gedächtniß ausgerüstet ist. Aus eben dem Grunde schreibt Augustin (L. 2. animadv. in Manich.) jedweder Fliege mehr innere Vortrefflichkeit als selbst der Sonne zu. Und Salomon sagt (Eccles. 9. v. 4.) **Ein lebendiger Hund ist besser dann ein todter Löwe.** Da also jeder seine Tage zu verlängern suchen soll, so verdiente Pheres, welcher sich für seinen Sohn Admet, König von Thessalien, zu sterben geweigert hatte, in den Augen der Geschichtschreiber Nachsicht. Vielleicht daß er sich die Stelle des Euripides zu Gemüth führte: **Die Zeit in der Hölle währet lang. Dieses Leben hingegen ist kurz aber angenehm. Auch haben wir nicht zwo Seelen. Wir leben nur mit einer. Werth ist uns dieses göttliche Licht, ewig werth!**

*) Pro patria sit dulce mori licet atque decorum,
Vivere pro patria dulcius esse reor.

Mit ihrem Leben gehen die Abiponer gewiß nicht verschwenderisch um. Mehr als alle Gottheit betten sie die Schiedsrichterinn der Treffen, die göldene Sicherheit, an. Wo sie diese nicht wissen, da bringt sie kein Mensch auf den Wahlplatz. Wo es zweydeutig aussieht, da ziehen sie sich zurück, wenn sie können. Sie drohen immer andern und fürchten sich selbst ohne Unterlaß. Dem Glücke trauen sie nicht sehr. Ehe sie sich also zu einer kriegerischen Unternehmung entschließen, kundschaften sie die Beschaffenheit des Orts, die Zahl der Feinde und die zu ihrem Vorhaben dienlichste Stunde mit einer ängstlichen Sorgfalt einigemale aus. Auf jede wahre oder vermuthete Gefahr lassen sie ihre Lanze, und, wären sie auch noch so erbittert, auf der Stelle ihren Muth sinken. Agis, König der Spartauer, brüstete sich, wie Plutarch in seinen lakonischen Kernsprüchen meldet, seine spartanischen Völker fragten im Kriege nie, wie viel der Feinde und wie stark sie wären, sondern blos, wo sie wären, um sie alsogleich angreifen und schlagen zu können. Die Abiponer lassen sich nie so blindlings in ein Treffen ein. Sie eilen langsam, weil ihnen alles verdächtig scheint, und wagen keinen Angriff, ehe sie nicht alles genau ausgeforschet haben. Erst suchen sie sich sicher zu stellen, dann aber fallen sie so schnell als der Blitzstrahl über ihre Feinde her, indem sie bald dem schlauen Hannibal und bald dem bedächtlichen Fabius nachahmen. Sie wissen, daß die Kühnen oft vom Glücke begünstiget, oft aber auch, wenn man nicht vorsichtig alle Gefahren überdacht hat, von demselben verlassen werden. Wie wir also, wenn wir zu Pferd über einen reißenden Fluß setzen wollen, zuvor die Untiefen desselben zu gewinnen suchen, um nicht von den Würbeln hingerissen zu werden, so nahen sich auch jene ihrem Feinde nicht eher, als bis sie alles rein überlegt haben, um den Sieg so wohlfeil als möglich zu erkaufen. Die von Natur furchtsamen Amerikaner würden

das

das für Verwegenheit ansehen, was wir in Europa Tapferkeit nennen. Sie denken oft und lange darüber nach, was sie einmal zu unternehmen Willens sind. Sie führen keinen Streich anders als überdacht, während daß die Hand, die selben führt, bei jedwedem Geräusche zittert. Selten tretten sie ihrem Feinde geradezu unter die Augen: sie überfallen ihn meistens aus einem Hinterhalt. An entschlossene Leute, die ihnen die Spitze weisen und auf ihrer Hut sind, wagen sie sich nicht sehr oft. Sie fürchten sich nie weniger, als wenn sie bemerken, daß man sie fürchtet. Durch ihre Verschmitztheit und schnellen Pferde richten sie weit schrecklichere Verwüstungen an, als durch ihre Macht, und kommen überhaupt mit den alten Hunnen sehr überein. Ich will ganz kurz anführen, was der h. Hieronymus (im 30. Br. an den Ozean, welcher die Grabschrift der Fabiola betitelt ist) von ihnen schreibt. Auf einmal, sagt er, erzitterte ganz Morgenland auf die von allen Seiten eingelaufenen Nachrichten, daß von den hintersten Gegenden an der mäotischen Pfütze zwischen dem beeißten Donfluß und den unzähligen Völkerschaften der Massageten, wo die Felsenpäße des Alexanders an dem Caucasus die wilden Nationen im Zaum halten, ganze Schwärme Hunnen hervorgebrochen wären, welche auf ihren schnellen Pferden hin und her flatterten, und alles mit Mord und Schrecken erfüllten. — Sie waren überall zugegen, wo man sie am wenigsten vermuthete, übereilten noch das Gerücht von ihrem Anzuge, schonten weder der Religion, noch des Ansehens, noch des Alters, noch des Gewimmers der Unmündigen. Die nämliche Klage ertönte einst in Paraquay über die Abiponer, die da in den vorigen Jahren einen grossen Theil dieser Provinz ins Verderben, und zur Verzweiflung gebracht haben, ehe sie nämlich von uns in

Kolo=

Kolonien versammelt und in der Religion und den Sittenpflichten unterrichtet worden waren. Ich werde an einem andern Orte die blutigen Niederlagen anführen, die sie unter den Spaniern und zwar meistens dazumal angerichtet haben, wenn kein Mensch an sie dachte. Diese ihre unvermuthete Ueberfälle brachten sie durch ihre Pferde und Künste zu Stande, von denen ich nun alles haarklein erzählen werde. So sehr ihre Zaghaftigkeit zu tadeln ist, so bewunderungswürdig und den Regeln der Kriegskunst angemessen ist ihre Art Krieg zu führen. Die Frucht davon war, daß sie entweders ohne oder doch nur mit einem kleinen Verlust, und meistens mit einer Menge Köpfe, die sie den Spaniern abgeschnitten hatten, siegreich nach Haus kehrten, ganze Heerden Vieh und Gefangene im Triumpfe vor sich hertrieben, und mit der in des Feindes Land geraubten Beute wie mit Siegeszeichen sich brüsteten. **Die Kunst**, saget Flav. Vegetius (im 3. B. 10. K.) **ist den Streitenden nothwendig, wodurch sie ihr Leben zu erhalten und den Sieg zu erlangen in den Stand gesetzt werden.** In dieser Absicht bedienten sich selbst die Helden des Schilds und des Schwertes, dieses zum Angriff, jenes zur Vertheidigung. Den Abiponern sind ihre Schlankheit, die Behendigkeit ihres Körpers, und die Geschwindigkeit ihrer Pferde statt des Schildes und zuträglicher noch als alle Schilde. Sehen sie etliche ihrer Landesleute auf dem Wahlplatze fallen, so machen sie sich sogleich aus dem Staub. Sind sie aber in die Enge getrieben, und ihnen alle Gelegenheiten zu entfliehen abgeschnitten, dann wehren sie sich auf das herzhafteste, indem ihre Furcht in eine Wuth übergeht. Der Dichter Martial verglich einen Soldaten mit einem Hunde, und heißt den Aergsten den Bravesten. **Die erste Eigenschaft eines Hundes,** sagt Seneka, **ist die Spurkraft: wenn er das Gewild auswittern, die**

zwey-

zweyte die Leichtigkeit des Laufes, wenn er es einholen, und die dritte die Kühnheit, wenn er es angreifen und ihm den Fang geben soll. *) Ob die Abiponer die Eigenschaften eines guten Hundes, die auch den gute Soldaten ausmachen, besitzen, können meine Leser aus dem Folgenden abnehmen. Itzt wollen wir von ihren Waffen, Kundschaftern, Kriegsrathsversammlungen, Unternehmungen gegen die Feinde, ihrem Kriegsvorrath, ihrer Art zu fechten, den Folgen ihrer Siege, und den Verheerungen handeln, die sie in Paraquay angerichtet haben.

Sechs

*) In cane sagacitas prima est, si investigare debet feras; cursus, si consequitur; audacia, si mordere, & invadere.

Sechs und dreyßigstes Hauptstück.

Von den Waffen der Abiponer.

Bei den Abiponern steht keiner in Ansehen, der sich nicht durch seine kriegerischen Eigenschaften auszeichnet. Darum sucht ein jeder mit einer ganz besondern Sorgfalt seine Waffen glänzend, brauchbar und auf alle Fälle streichfertig zu erhalten. Sowohl zum Angriff als auch zur Vertheidigung bedienen sie sich hauptsächlich des Bogens und der Lanze. In ihren Gegenden wächst ein, so lang es frisch ist, purpurfärbiges Holz, welches in ihrer Sprache Neterge heißt, in Paraquay sonst nirgends gesehen wird, und dem Stahl an Härte gleichkömmt. Diesen Baum spalten sie, schneiden sodann ein Stück heraus und runden es mit einem Messer, oder in dessen Ermanglung mit einem geschärften Stein so künstlich, daß es jederman für gedrächselt ansehen würde. Um es gerade zu machen, wird es bei einem Feuer öfter gehitzet, und dann zwischen zweenen Pfählen rechts und links gebogen. Auf diese Weise verfertigen sich die Abiponer ihre Lanzen, welche um nichts kleiner als die macedonischen Sarissae sind, indem ihre Länge mehr noch, als fünf oder sechs Ellen beträgt. An beiden Enden werden sie zugespitzt in der Absicht, theils damit, wenn das eine stumpf soll geworden seyn, das andere noch zum Stechen gebraucht werden kann, und theils damit sie, wenn man auf dem Felde übernachtet, in die Erde eingestecket werden können. Einst fochten sie mit hölzernen Lanzen, da sie nämlich vom Eisen noch nichts

wußten;

Bayerische StaatsBibliothek

Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Dobrizhoffer, Martin,

Geschichte der Abiponer, einer berittenen und kriegerischen Nation in Paraquay bereichert mit einer Menge Beobachtungen über die wilden Vö lkerschaften, Städte, Flüße ...
Bd.: 2

Wien (1783)

Passau, Staatliche Bibliothek -- S nv/Nd 403/40-2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11345035-5
VD18 15469719-001